

Inhalt

[*Angelika Wilmes*](#)

„Wer sein Leben verliert, ... wird es gewinnen!“

[*Angelika Wilmes*](#)

Abschied von der „Ära Nienberge“

[Israel - Palästina](#)

Brief des StÄAk an den israelischen Botschafter
und weitere Briefe, Berichte und Erklärungen

[U-40 stellt sich vor](#)

[*Kölner Stadtanzeiger*](#)

Ein gutes Beispiel für die Gemeindegarbeit
in einer neuen Kirche

[*Angelika Wilmes*](#)

Ein wichtiger Hinweis für Spender pax christi

[*pax christi*](#)

Kein Krieg gegen den Irak

[Brasilien:](#)

Der Schrei der Völker nach Gerechtigkeit,
Solidarität und Frieden - Botschaft einer
ökumenischen Gruppe von Bischöfen in Brasilien

[Termine](#)

[*Klaus Hagedorn*](#)

„Irgendwo ist Tag“- Eindrücke und Lernerfahrungen im Quiché/Guatemala

**"Wer sein Leben verliert, ... wird es gewinnen!"
(Mk 8, 35)**

von Angelika Wilmes

„Ein ärgerliches, voreiliges Wort!“ müßte der Bibelleser denken, wenn er nach Jahren frommen Hörens noch unvoreingenommen sein könnte. Ärgerlich, weil es dem Augenschein so offensichtlich widerspricht, voreilig, weil es nicht durch die Erfahrung, die das Lebensalter zwangsläufig mit sich bringt, gedeckt scheint.

Jeder, der einen nahestehenden Menschen an den Tod verliert, macht die schmerzliche Erfahrung, daß mit dem Leben nicht etwas verloren ist, sondern alles. Wer sein Leben verliert, der hat nichts und ist nichts mehr. Der Tod macht den Menschen zunichte. Bewußtsein, Begabung, Freiheit, Wissen und Erfahrung, Leib und Seele - alles dahin. So erleben wir es, wenn jemand stirbt. Wer also sein Leben verliert, gewinnt nichts.

Diese Erfahrung bringt uns dazu, uns mit aller Kraft ans Leben zu klammern, es zu halten, zu verbessern und auszuschöpfen, wo und wie wir nur können. Gegen diese unabweisbaren Tatsachen steht das Wort Jesu. Auf Grund unserer Erfahrung müssen wir es als paradox empfinden. Was gibt es noch zu gewinnen, wenn das Leben weg ist? Ein Mensch kann all seinen Besitz verlieren, aber er hat noch das Leben. Verliert er sein Leben, so hat er nichts. Was also soll wichtiger sein als das Leben?

So viel steht fest: Für Jesus gibt es Wichtigeres als das Leben. Was kann das sein?

Für mich hat das Wort zwei Dimensionen, eine diesseitige und eine jenseitige, die beide eng miteinander verknüpft sind.

Ganz sicher geht es dem Evangelischreiber um das Leben, das Jesus uns als Gestorbener und Auferwecker "errungen" hat. Es geht ihm um das Leben nach dem Tod. Jesus ist getragen von der Zuversicht, daß Gott ihn und uns Menschen nicht im Tode läßt. Dieses Vertrauen ist der tragende Grund für sein oft provozierendes Handeln, das, wie er von einem bestimmten Punkt an weiß, ihn in Lebensgefahr bringt. Weil der Tod für Jesus nicht das Ende ist, darum muß das eigene Leben nicht unter allen Umständen das höchste Gut für ihn sein. Schwerer wiegt für ihn das Leben anderer, nämlich da, wo es eingeengt, beschnitten, bedroht oder sogar genommen wird. Für menschliches Leben, das im Vertrauen auf Gott, den Vater, aufatmen und frei werden kann, und zwar hier und jetzt, setzt er sein Leben aufs Spiel. Lebenshingabe nicht als Selbstzweck, sondern als Lebensermöglichung für die Zukurzgekommenen. Lebenshingabe also im Dienste des Lebens.

So verstanden, ist das Wort Jesu alles andere als Vertröstung. Vertröstung dient meist den handfesten Interessen der Mächtigen und soll Menschen dazu bringen, Mühsal, Leid und Ungerechtigkeit ohne Murren zu ertragen, weil dereinst als Lohn der Himmel winkt. So mußte Gott immer wieder als Lückenbüsser für die unverblühten Ungerechtigkeiten der Herrschenden herhalten. Vertröstung führt zu passiver Hinnahme untragbarer Verhältnisse und ist daher lebensfeindlich. Lebenshingabe im Sinne Jesu beginnt schon jetzt, überall da, wo wir den Blick von uns selbst abwenden, fremdes Leid sehen und es unter persönlichem Einsatz lindern.

Womit die diesseitige Dimension schon in unseren Blick gekommen ist. Jesu Wirken wie auch seine Predigt waren getragen von der Überzeugung, daß Nächstenliebe, Mitgefühl und Verständnis lebendig machen, Leben in Fülle schenken. Egoismus dagegen führt zum Tod. Er läßt in uns absterben, was unser Leben lebenswert macht, und er tötet Menschen, andere Menschen.

- Daß wir unseren Wohlstand auf dem Rücken der Armen genießen, wissen wir nur zu genau, auch wenn wir es lieber verdrängen möchten.

Aber unsere gedankenlose Selbstsucht tötet auch hierzulande:

- Unser Bestreben, uns aus allem herauszuhalten, was unseren Alltag stören könnte, ist groß. Aber es kann tödlich für andere Menschen sein. Die Palette reicht von Kindesmißhandlung in der Nachbarschaft, von der keiner gewußt haben will, über Fahrerflucht, mangelnde Zivilcourage angesichts rechter Gewalt bis zum verhängnisvollen Wegsehen so vieler in der Nazizeit, als die Täter und die Opfer mitten unter uns waren.
- Heute wird der Autoverkehr oft als Gradmesser für die Gefährlichkeit anderer Errungenschaften, Techniken oder Krankheiten herangezogen. Gerade jetzt, auf dem Höhepunkt der BSE-Krise hört man oft den abwiegelnden Spruch: „Ihre Chance, auf der Straße das Opfer eines Unfalls zu werden, ist um vieles höher, als beim Verzehr von Rindfleisch.“ Die Tatsache, daß das Sterben auf den Straßen durch unser ungehemmtes Mobilitätsstreben auch nicht im Ansatz in Frage gestellt wird, spricht Bände. Würde ich mich auch dann so unbekümmert in mein Auto setzen, wenn ich wüßte: Irgendwann überfahre ich einen Menschen? Sicher würde ich nicht mehr ins Auto steigen. Aber die bloße Wahrscheinlichkeit eines tödlichen Unfalls, die so gering ja gar nicht ist, hält mich nicht vom Fahren ab.

Jesus sagt uns, daß solcher Egoismus, der das eigene Leben um jeden Preis bewahren und bereichern will, uns nach und nach verarmen und erstarren läßt. Wir sterben, obwohl wir noch leben, weil wir nicht wirklich an den lebendigen Gott glauben, der Leben gibt, selbst wenn das leibliche Leben schon dem Tod verfallen ist.

Kann uns das Jesuswort dabei helfen, dem so erschlagenden Augenschein von der Endgültigkeit des Todes etwas entgegenzusetzen? Gibt es Erfahrungen, die uns darin bestärken können, unser Leben, unsere Zeit, unseren Besitz in die Bresche zu schlagen, aller Todesangst zum Trotz? Oder haben wir den Lebensgewinn, der aus Hingabe erwächst, noch nie bei uns wahrgenommen?

Ich meine, doch:

- Wir haben einen Kranken bis zum Tod begleitet, haben alle Belastungen in Kauf genommen, die damit verbunden sind. - Eine neue sehr intime Nähe zu dem Kranken ist entstanden. Vielleicht konnten wir ein bewußtes, reifes Sterben miterleben und uns ein wenig mit unserem eigenen Tod vertraut machen: Lebensgewinn.
- Wir haben uns mit aller Kraft für etwas Sinnvolles eingesetzt. Selbst wenn der angestrebte Erfolg ausbleibt, - wir haben Freunde gewonnen, unser Stehvermögen wurde gestärkt, wir wurden gebraucht: Lebensgewinn.
- Wir konnten durch Abgeben von unserem Besitz wenigstens an einer Stelle in der Welt Menschen Hoffnung geben. - Dabei haben wir erlebt, daß wir nicht tatenlos zusehen müssen. Menschen kamen uns näher, die unter oft unvorstellbaren Bedingungen den Mut nicht verlieren: Lebensgewinn.
- Für die meisten Eltern dürfte es feststehen, wie sehr sich die für die Kinder aufgebrauchte Mühe und Sorge, aber auch der Ärger und die strapazierten Nerven auszahlen in Bereicherung und Lebensgewinn, und das über die Kindergeneration hinaus in der nicht durch Erziehungsstreß getrübbten Freude an den Enkeln.

Es gibt also gute Gründe, das Wort Jesu nicht als ärgerliche Weltfremdheit oder gar Lebensfeindlichkeit zu verstehen, sondern vielmehr als Verheißung. Alles, was wir um der Menschen willen hingeben, gibt Gott hundertfach zurück. So wie wir Leben schenken, so und noch viel freigebiger beschenkt uns Gott mit seinem Leben, gegen das sogar der Tod machtlos ist.

Angelika Wilmes

Abschied von der "Ära Nienberge"

von Angelika Wilmes

Mit dem Ende des Monats Juni ist eine Ära zuendegegangen, die Ära FK-Nienberge. Das gilt vor allem für das Büro des Freckenhorster Kreises, also für mich. Aber ich glaube, daß auch viele unserer Mitglieder das Pfarrhaus St. Sebastian in Münster-Nienberge mit dem Freckenhorster Kreis gleichsetzten.

Kein Wunder: Laut FK-Informationen gab es zwar nur einen Bürotag pro Woche, aber im Pfarrhaus fanden Mitglieder und Freunde auch an den übrigen Wochentagen offene Ohren für ihre Anliegen. Reinhold Waltermann beantwortete Fragen, schrieb Briefe, verschickte Informationsmaterial und stellte, wenn es eilte, Spendenquittungen aus. In einem Pfarrhaus mit regem »Publikumsverkehr« keine Selbstverständlichkeit.

Gern gebe ich meinen Schlüssel nicht zurück; denn er war 20 Jahre lang für mich das Symbol selbstverständlicher Gastfreundschaft und Zugehörigkeit. Für all das hat das FK-Büro, habe ich zu danken.

Für unsere Mitglieder und Interessenten bedeutet der 30. Juni, daß die Albachtener Straße 101 e nun die einzige Adresse des Freckenhorster Kreises ist. Telefonnummer und E-Mail-Adresse entnehmen Sie bitte dem Impressum auf der letzten Seite der FK-Informationen! Die neue Fax-Nummer wird Ihnen im der nächsten Heft bekanntgegeben, sobald das Gerät umgemeldet ist.

Übrigens: Ich bin an weiteren E-Mail-Adressen interessiert, da dieser Weg des Informationsaustauschs schnell und billig ist. Auch Ihre Anfragen und Rückmeldungen können Sie mir jederzeit auf diesem Weg übermitteln.

Angelika Wilmes

Israel - Palästina

Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster
Tel. 02536/1408

Münster, den 20. April 2002

"...um allen zu leuchten, die in Finsternis sitzen und im Schatten des Todes, und unsere Schritte zu lenken auf den Weg des Friedens..." Lk 1,79

Sehr geehrter Herr Botschafter,

der Jude Zacharias hat vor 2000 Jahren, in der jüdischen Tradition stehend, die prophetischen Worte vom Weg des Friedens gesprochen. Heute bedrängen die Schatten des Todes jeden Winkel in Israel und Palästina mit einer solchen Gewalt, dass die Hoffnungen derer, die auf beiden Seiten Begegnungen und partnerschaftliche Friedens-projekte schon Jahre hindurch getragen haben, fast erloschen sind.

Aufmerksam und besorgt verfolgen wir seit fast zwei Jahren die entsetzlichen Vorgänge in Israel und in den besetzten palästinensischen Gebieten und nehmen dabei eine heillose Gewaltspirale wahr: unberechenbare blutige Attentate palästinensischer Extremisten und die erschreckend brutale Gewalt der israelischen Armee. Gerade dem jüdischen Volk fühlen wir uns als Christen durch unsere gemeinsamen biblischen Wurzeln verbunden. Deshalb möchten wir in dieser ausweglosen Situation unsere Solidarität mit den durch Terroranschläge verunsicherten Menschen in Israel und den Juden in Deutschland zum Ausdruck bringen. Aber auch der durch Gewalt gedemütigten palästinensischen Bevölkerung gilt unsere Solidarität.

Die besondere historische Verantwortung der Deutschen ist uns zutiefst bewusst, aber sie sollte zu einer Solidarität mit allen führen, denen Unrecht geschieht, also mit Menschen in Israel und Palästina, die unschuldig Opfer werden. Deshalb müssen wir Gewalt, Entwürdigung und Verletzung der Menschenrechte auf beiden Seiten benennen und gleichermaßen verurteilen. In Terror, Rechtsbruch und Gewalt liegt für keine der beiden Seiten eine Zukunft.

Es trifft nicht zu, dass alle Menschen, die Ministerpräsident Scharon und die augenblickliche israelische Politik kritisieren, nur "alte antisemitische Vorurteile zum Ausdruck bringen" (Paul Spiegel). Mit diesem Argument wird leider auch berechtigte Kritik verhindert. "Scharon ist nicht Israel", mahnte uns Mitte Februar Prof. Dan Jakobsen, Vertreter der israelischen Friedensbewegung "Peace now". Es gebe auch das andere Israel, dialogbereite Gruppen und friedenswillige Menschen, die auf unsere Solidarität warten, wie z.B. der Teil der israelischen Bevölkerung, der für einen Rückzug aus den besetzten Gebieten ist, oder die Offiziere und Soldaten, die den Kriegsdienst in den besetzten Gebieten verweigern und ein Ende der Demütigung und Erniedrigung des palästinensischen Volkes fordern. Im Namen all dieser Menschen in Israel, die die Solidarität gerade der deutschen Öffentlichkeit anmahnen, schreiben wir diesen Brief. Ebenso gibt es Gruppen eines gewaltfreien palästinensischen Widerstands, die unserer Unterstützung bedürfen. Zu ihnen gehören auch die Biologieprofessorin Sumaya Farhat-Naser und die Schriftstellerin Faten Mukarker.

So entsetzlich und verwerflich die palästinensischen Selbstmordanschläge sind, so dürfen auch die Ursachen, die diesen Anschlägen zugrunde liegen, nicht unberücksichtigt bleiben.

Durch Jahrzehnte lange Unterdrückung und Demütigung des palästinensischen Volkes wird eine ganze Generation hineingedrängt in Hass und Wut. Trotzdem verurteilen wir die Selbstmordattentate ohne Einschränkung. Auch die Glorifizierung der Täter als Helden und Märtyrer des Befreiungskampfes lehnen wir ab. Die Selbstmordattentate desavouieren den Kampf des palästinensischen Volkes um Selbstbestimmung und Entwicklung.

Beide Seiten sind Angreifer und Angegriffene, doch die militärische Überlegenheit Israels berechtigt nicht dazu, mit Waffengewalt eine Lösung zu erzwingen, die nur neuen Hass sät. Was Israel im Moment tut, führt zu einer Brutalisierung der eigenen Gesellschaft, und in Palästina lässt man zu, dass sich immer mehr Kinder und Jugendliche als freiwillige Selbstmordattentäter melden. In der Diskussion am Sonntagabend, dem 14. April, an der auch Sie teilnahmen, stellte der Israeli und Dirigent Daniel Barenboim mit Bedauern fest, dass im Moment der israelische Staat seine eigenen nationalen Ideale verrate.

Das ist auch unser Eindruck.

Der Staat Israel hat ein unantastbares Existenzrecht. Ebenso hat das palästinensische Volk das verbrieftete Recht, einen palästinensischen Staat zu errichten. Für beide Völker gibt es nur eine Zukunft jenseits von Gewalt und Terror. Respekt und Anerkennung sind Voraussetzung einer Koexistenz in Frieden.

Die Sicherung des Existenzrechts Israels ist eine Aufgabe, für die Deutschland mit verantwortlich ist und zu der wir beitragen müssen. Allerdings halten wir als kritische Gruppe in der katholischen Kirche Deutschlands deutsche Soldaten als Bestandteil einer Friedenstruppe vor Ort, bei der es notwendigerweise auch zum Einsatz von Waffen kommen könnte, im Unterschied zu Äußerungen in der deutschen Regierung gerade wegen der besonderen historischen Verantwortung nicht nur für unsensibel, sondern für untragbar.

Wegen unserer Verbundenheit und Freundschaft mit dem Volk Israel wenden wir uns an Sie als den Botschafter Israels und bitten Sie, auf die Politik des Staates Israel dahingehend Einfluss zu nehmen, dass Friedensarbeit und gegenseitiges Verständnis unterstützt werden. Denn Frieden kann nur wachsen, wenn Vertrauen gewonnen wird und das Denken von der jeweils anderen Seite her die Entscheidungen mitbestimmt. "Nur wer seinen Feind versteht, kann Frieden schließen". (Sumaya Farhat-Naser)

Mit freundlichen Grüßen für den Ständigen Arbeitskreis des Freckenhorster Kreises

gez. Erika Becker

gez. Mathilde Laubrock

Erklärung des Vorstands der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Münster zum Frieden in Nahost

1. Angesichts der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Israel und den Palästinensern erinnert der Vorstand der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Münster an die Verpflichtung zur Wahrung bzw. Wiederherstellung des Friedens, die Christen und Juden miteinander verbindet, und hofft, dass Vertreter der Muslime ebenfalls öffentlich zum Frieden aufrufen und der Anwendung kriegerischer Gewalt im Nahen Osten ohne Einschränkung widersprechen.

2. Mit Sorge beobachten wir, dass in der deutschen Gesellschaft bestehende antijüdische Vorurteile durch die kriegerischen Handlungen zwischen Israelis und Palästinensern gefördert werden. Das zeigt sich u.a. in Wertungen, nach denen die Palästinenser überwiegend als Opfer und die Israelis vornehmlich als Täter der gewalttätigen Auseinandersetzungen im Nahen Osten wahrgenommen werden. Gegenüber einer solchen Sicht der Dinge fordern wir zum kritischen Urteil auf, das Ursachen und Auswirkungen der Ereignisse nicht einseitig zuordnet.
3. Wir warnen vor unangemessenen besonderen Ansprüchen an die Politik des Staates Israel, die das Leiden der Holocaust-Opfer in ungeschichtlicher Weise zum Vorgehen israelischer Politiker in Beziehung setzt. Gegenüber einer solchen Sichtweise bitten wir, das Handeln der Israelis wie das Verhalten der Palästinenser und der übrigen arabischen Nachbarn Israels nach denselben Maßstäben zu beurteilen.
4. Die geschichtliche Verantwortung der Deutschen, für ein gesichertes Lebensrecht jüdischer Menschen im Staat Israel einzutreten, darf angesichts verständlicher Enttäuschung und Besorgnis über die kriegerischen Auseinandersetzungen im Nahen Osten nicht in Vergessenheit geraten. Diese Sichtweise schließt u. E. gegenwärtig deutlicher als je das Eintreten für ein Leben der Palästinenser in gesicherter Staatlichkeit nicht aus, sondern ein.
5. Alle Versuche einer historischen oder moralischen oder pragmatischen Begründung für die Anwendung von Gewalt zugunsten der einen oder anderen Seite sind kontraproduktiv zum Ziel des Friedens und darum unglaubwürdig, solange die Anwendung kriegerischer Gewalt andauert.
6. Historische, moralische, pragmatische und andere Gründe für das Recht des jeweils eigenen Anspruchs werden den Konfliktparteien nach dem hoffentlich baldigen Ende der kriegerischen Gewalthandlungen zur Schaffung eines gerechten Friedens verhelfen.
7. Juden und Christen gehen übereinstimmend davon aus, dass Friedensstiftung und Friedenserhaltung grundsätzlich nur durch Verhandlungen der Konfliktparteien erreichbar sind. Lediglich für Ausnahmesituationen kann erwogen werden, dass eine vermittelnde dritte Kraft als letztes Mittel Gewalt anwendet, um die Opfer des Konflikts zu schützen bzw. die Gewaltausübung der Konfliktparteien zu beenden.
8. Ausnahmsweise Gewaltanwendung muß indes ausschließlich dem friedlichen Ausgleich zwischen den Konfliktparteien verpflichtet sein, darf nicht dem Vorteil einer beteiligten Partei dienen und muß nach Einsatz und Dauer der Verhältnismäßigkeit der eingesetzten Mittel zum erstrebten Ziel des Friedens (!) entsprechen.
9. Nach diesen Maßstäben muß die kriegerische Gewalt der Intifada genauso verurteilt werden wie die der israelischen Armee, weil sie auf beiden Seiten erklärtermaßen zum Vorteil der eigenen Sache ausgeübt wird und nicht dem Ausgleich der widerstrebenden Interessen dient.
10. Juden folgen dem prophetischen Gebot der hebräischen Bibel: "Friede denen in der Ferne und denen in der Nähe, spricht der Herr"(Jes. 57,19) Christen sind dem Beispiel Jesu Christi verpflichtet: „Selig sind die Friedensstifter.“ (Mt 5, 9)

In der letzten Ausgabe der FK-Informationen (März 2002) haben wir in einem Brief an die Mitglieder des Projekts "Freundschaft Birzeit" auch kurz über die Arbeit dieser Münsteraner Gruppe informiert.

Als ein Zeichen unserer Solidarität wurden vom Regionalkreis Münster des Freckenhorster Kreises gleichzeitig 500 Euro an die Gruppe überwiesen für den Einsatz von Friedensinitiativen in Israel und Palästina. Dieses Geld ist mit anderen Spenden von **Dr. Reuven Moskovitz** (dem Gründer des Friedensdorfes Neve Shalom in Israel) an die jüdisch-arabische Partnerschafts- und Friedensgruppe "**Ta' Ayush?**" übergeben worden. Ta' Ayush (d.h. Zusammenleben) setzt sich dafür ein, daß Gerechtigkeit und Solidarität, Gleichberechtigung und Koexistenz wesentliche Bestandteile des Lebens in Israel und Palästina werden. Die Mitglieder dieser Gruppe bringen Lebensmittel und Hilfsgüter in die Dörfer, die durch die israelischen Absperrungen kaum versorgt werden. Außerdem kämpft die Gruppe gegen die Ausweisung von beduinischen Höhlenbewohnern im Süden von Hebron. **Johannes Kempin**, ein Mitarbeiter von Ta' Ayush, schrieb den folgenden Brief.

Erika Becker

An die Helferinnen und Helfer von Ta'ayush.

Shalom Ihnen allen!

Es hat einige Zeit gedauert. Aber nun endlich möchte ich Ihnen von Herzen für Ihre Unterstützung der Arbeit von Ta'ayush – jewisharab cooperation danken. Durch die Vermittlung von Reuven Moskovitz haben wir 1000 Euro erhalten. Ein Teil davon ist in Hilfsgüter für Ramallah geflossen, die durch einen Lastwagen-Convoi im Rahmen einer Demonstration der Frauen-Friedensbewegung, der sich Ta'ayush angeschlossen hatte, überbracht worden waren. Einen Bericht über die Aktion habe ich unten beigefügt. Ein weiterer Teil wird unserer nächsten Aktion zugunsten der Dorfbewohner südlich von Hebron zugute kommen. Ein Hintergrundbericht ist als attachment angefügt.

Unsere Zusammenarbeit ist vor allem deshalb so wichtig, weil viele Palästinenser die Israelis nur als Soldaten oder Siedler kennen. Daß es auch noch ein anderes Gesicht der israelischen Bevölkerung gibt, ist auf lange Sicht Voraussetzung für Vertrauen, das durch die israelische Politik zunichte gemacht wurde. Ein zweites: Wir tun unsere Arbeit um Israels willen. Dem moralischen Bankrott geht der existentielle oft voraus. Israel hat nur mit den Palästinensern eine Zukunft, sonst hat es keine! Ich grüße Euch alle herzlich und sage Toda rabah!

Euer Johannes Kempin

Den Raum für Dialog offen halten

Kurzfassung der Stellungnahme des Geschäftsführenden Vorstandes der deutschen Sektion der internationalen katholischen Friedensbewegung "pax christi" zur aktuellen Debatte über die Gewalteskalation in Nahost.

In Israel und Palästina, vor allem in den besetzten Städten der Westbank, haben die Gewalt und das Leiden der Zivilbevölkerung ein schier unvorstellbares Ausmaß angenommen. Unzählige Aufrufe zur Gewalteinämmung von Politikern, Kirchenvertretern und der Friedensbewegung sind bislang wie ungehört verhallt. Die gegenseitige Aufschaukelung durch Attentate palästinensischer Extremisten und die erschreckend brutale Gewalt der israelischen Armee geht weiter und weckt Empörung weltweit, insbesondere gegen das Vorgehen Israels.

Gleichzeitig erleben wir Anschläge auf jüdische Synagogen in Frankreich und aktuell in Tunesien. Die weltweite Kritik an der Gewaltpolitik der israelischen Regierung führt dazu, daß sich viele Juden in die Isolierung gedrängt fühlen und sich in dieser Situation trotz massiver Vorbehalte gegen die Regierung Scharon auf die Seite Israels stellen. So auch in Deutschland, wo zahlreiche Juden kürzlich in einer Demonstration in Frankfurt auf die Interessen Israels verwiesen haben

Angesichts dieser Situation sieht sich der Geschäftsführende Vorstand von pax christi zu einer Stellungnahme herausgefordert, um die Solidarität mit den Menschen in Israel und den Juden in Deutschland, aber auch mit der durch Gewalt gedemütigten palästinensischen Bevölkerung zum Ausdruck zu bringen.

Wir bekräftigen unsere wiederholt geäußerte Verurteilung der heillosen Gewaltspirale, denn in Terror, Rechtsbruch und Gewalt liegt für keine der beiden Seiten eine Zukunft. Gleichzeitig warnen wir davor, berechnete Trauer und Wut umschlagen zu lassen in einseitige Schuldzuweisungen. Gerade in Deutschland gilt es, anti-jüdische ebenso wie anti-islamische Tendenzen abzuwehren und den Raum für eine konstruktive Auseinandersetzung auch mit den hier lebenden Juden und Palästinensern offen zu halten.

Zu einer solchen Auseinandersetzung gehört sowohl eine unmißverständliche Kritik an der zerstörerischen Politik der Scharon-Regierung als auch das In-Blick-Nehmen der Sorge Israels um seine Existenz in der Region.

pax christi ist überzeugt, daß die israelische Militärgewalt den Terror nicht verhindert, sondern Haß und Gewaltbereitschaft weiter anfacht und die Akzeptanz Israels in seiner arabischen Nachbarschaft auf unabsehbare Zeit erheblich in Frage stellt. Vor diesem Hintergrund möchten wir unseren jüdischen Bürgern, die sich vom Schicksal der Juden in Israel betroffen fühlen, sagen: Wir sind auch ihretwegen besorgt, weil durch die israelische Gewaltpolitik kein Leben in Sicherheit zu gewinnen ist. Ebenso wenig werden die Selbstmordattentate von Palästinensern zur Befreiung des palästinensischen Volkes von der Besatzung und der herrschenden strukturellen Gewalt beitragen, sondern sie desavouieren seinen Kampf um Selbstbestimmung und Entwicklung. Wir sind um die Palästinenser gleichermaßen besorgt, denn auch die Gewalt der Verzweiflung führt immer mehr in die Katastrophe.

pax christi sieht sich weiterhin zu einer differenzierten Beurteilung des eskalierten Konfliktes verpflichtet. Zu einer solchen Differenzierung gehört u. E. der Blick auf die historischen Zusammenhänge des Nahostkonflikts. Es bedarf eines intensiven Gesprächs mit den Juden in unserem Land über ihre Ängste, Einschätzungen, Zukunftsperspektiven. Ein solcher Dialog könnte deutlich machen, daß eine Kritik der israelischen Besatzungspolitik nicht mit Antisemitismus gleichzusetzen ist.

Für eine Friedenslösung sehen wir nach wie vor Optionen:

wenn in intensivierten politischen Gesprächen die Widerstände Israels gegen eine internationale Vermittlung und Präsenz abgebaut werden können,

wenn dadurch ein Schutzkorps der Vereinten Nationen zur Reduktion der Gewalt, zur Wiederherstellung der Menschenrechte sowie zur Vorbereitung von Verhandlungslösungen für einen gerechten Frieden entsendet werden kann,

wenn angemessene und zweckmäßige Druckmittel auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet seitens der EU geprüft und eingesetzt werden,

wenn Militärhilfe und Waffenlieferungen in den Nahen Osten sofort gestoppt werden,
wenn die Friedenskräfte innerhalb Israels und Palästinas gestärkt werden,
wenn die arabischen Staaten ihren notwendigen Beitrag zur Eindämmung des Terrors und zur Lösung des gesamten Konflikts im Nahen Osten leisten.

Botschaft der Ordensleute an die politischen Verantwortlichen in Israel und Palästina

Die Liebe für dieses Land und seine Völker veranlaßt uns, arabische, jüdische und internationale Ordensleute im Heiligen Land, uns mit diesem bescheidenen Schreiben an Sie zu wenden. Wir leben unter der einheimischen christlichen Glaubensgemeinschaft, die in diesem Land seit den Anfängen des Christentums präsent ist. Mit unseren Brüdern und Schwestern in Christus möchten wir den Weg der Gewaltlosigkeit beschreiten, den Er uns gelehrt hat, und weiterhin hoffen, daß das Licht über die Finsternis siegen wird.

Wir lieben das jüdische Volk, seine tausendjährige Geschichte und seinen monotheistischen Glauben. Es hat uns die Bibel geschenkt und mit ihr die feste Überzeugung von der einzigartigen Würde jedes Menschen, der nach dem Abbild Gottes geschaffen wurde. Wir lehnen jede Art von Antisemitismus ab. Wir lieben unsere muslimischen Brüder, die den einen, allmächtigen und barmherzigen Gott anbeten und gerne auf Abraham Bezug nehmen. Wir versuchen gemeinsam den respektvollen Dialog mit allen Kindern Abrahams aufzunehmen.

Wir versuchen unsere Liebe für die beiden Völker dieses Landes und unsere Solidarität mit den Ortskirchen durch unsere Einrichtungen im sozialen, medizinischen, erzieherischen und caritativen Bereich konkret umzusetzen. Unser Ziel ist es, eine Brücke zwischen ihnen zu schlagen und damit Gerechtigkeit, Frieden und Versöhnung zu fördern. Das fortwährende Gebet für den Frieden und das Wohl aller steht im Mittelpunkt unserer religiösen Berufung.

Aufgrund der alten und starken Bande, die diese Völker an dasselbe Land binden, gibt es für uns keine andere Lösung als das Zusammenleben und die Zusammenarbeit. Aus Liebe zu Israel und Palästina schließen wir uns mit unserer Stimme dem Ruf der ganzen Welt an, die ruft: „Beendet diesen Krieg!!!“ Es ist ein Ruf der Liebe, der uns antreibt. Gewalt wird die Gewalt nicht beenden können. Allein der Friede kann allen Sicherheit schenken.

Es gibt keinen Frieden ohne Gerechtigkeit; es gibt keine Versöhnung ohne gegenseitiges Vergeben. Papst Johannes Paul II. erinnerte in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag zu Beginn dieses Jahres daran. Das grausame Leid, das dieses Land und seine Einwohner kennenlernen mußten, erinnert uns daran, wie dringend notwendig es ist, den Frieden jeden Tag aufzubauen. Indem wir uns auf die Schrift stützen, wissen wir, daß das Leid des Dieners (Gottesknechts? Die Red.) der ganzen Welt Heil bringen wird (Is 53,3)

Wir beten dafür, daß sich die Prophezeiung Jesajas bewahrheiten möge, daß Völker nicht mehr das Schwert gegeneinander erheben werden und diese Art Krieg nicht mehr führen werden. Möge das Haus Jakob auf uns zu und mit uns in das Licht des Herrn schreiten (Jes 2,5).

Hochachtungsvoll

Ordensmänner und -frauen des Heiligen Landes 26. April 2002



Am 6. Mai starb in das langjährige Mitglied des Freckenhorster Kreises

Dr. Wim L. Boelens SJ
im Alter von 77 Jahren.

Aus dem Totenbrief:

„Sein Körper wurde schwächer, aber er setzte sich weiterhin mit dem auseinander, was er in der Kirche für falsch und brüchig hielt, und kämpfte für eine streitbare Gemeinde Christi.“

U-40 stellt sich vor

Die U-40 ist eine Gruppe von Freckenhorstern, die zwischen 25 und 40 Jahre alt sind und in und um Münster leben. Sie treffen sich jeden ersten Montag im Monat bei einem oder einer der Teilnehmer/innen der Runde.

Großen Raum nimmt bei den Treffen das Erzählen aus dem Alltag der einzelnen (Schule, Pflegeheim, Universität, Krankenhaus, Gemeinde) sowie die Deutung der gesellschaftlichen Situation vor dem Hintergrund des Evangeliums ein. Eine zentrale Frage scheint uns, wie man als Christ den Menschen auf der Straße, den normalen Menschen nahe sein kann und sich so verhält und spricht, daß man von ihnen verstanden werden kann. Im vergangenen Jahr haben wir uns mit folgenden Themenbereichen, z.T. anhand von Texten, vertraut gemacht: Gemeindemodelle (Steffensky, Steinkamp), Bioethik (Mieth, Lüke, Thoenissen), Reaktion auf Terroranschläge (Kamphaus). Im Moment beschäftigen wir uns intensiver mit dem Islam. Für die Zukunft ist das Thema Weltethos angepeilt.

Manchmal haben wir Gäste, die uns von sich und ihren Zielen erzählen. Gelegentlich unternehmen wir etwas.

Treffen: Jeweils am ersten Montag im Monat um 20.00 Uhr

Ort: Privat im Wechsel

Kontaktadresse:

Ruben Enxing • Hermannstr. 46 • 48151 Münster • Telefon (02 51) 5 39 53 01

Ein gutes Beispiel für die Gemeindegemeinschaft in einer neuen Kirche

Kölner Stadt-Anzeiger vom 7./8. Juli 2001

Dieser Pfarrer trägt nur selten einen schwarzen Anzug samt Stehkragen. Und dieser Tage schon mal gar nicht. Im Blaumann und sichtlich durchgeschwitzt wuselt Franz Meurer über das Wald- und Wiesengelände hinter dem Vingster Freibad. Denn dort beginnt am Montag eine der aufwendigsten Ferienspielaktionen Kölns. Im "HöviLand" werden drei Wochen lang rund 500 Jungen und Mädchen aus Höhenberg ("Hö") und Vingst ("Vi"), die größtenteils noch nie in Urlaub waren, von 180 älteren Jugendlichen und Erwachsenen betreut.

Bis das Spielgelände für den Ansturm der "Pänz" gerüstet war, blieb viel zu tun. Meurer schraubt Zeltstangen zusammen, organisiert den Transport bunt bemalter Bauwagen, legt Standorte für die sanitären Einrichtungen fest, schenkt den ehrenamtlichen Helfern Kaffee ein und bietet dem Gast Kuchen an. "Wir haben frischen Sandstreusel. Den kriegen heute alle Obdachlosen in Höhenberg" – wie die 600 Brote, gespendet von einer Brotfabrik in der Nachbarschaft. In einem Keller unter dem Pfarrhaus lagern Brot und Kuchen, Konserven, Obst und Gemüse – all das wird einmal wöchentlich an rund 800 Bedürftige verteilt, die dort Schlange stehen. Die Lebensmittelausgabe ist eines von mehreren Projekten, die Meurer ins Leben gerufen hat.

Der 49-jährige Priester, in Mülheim aufgewachsen und nach abgebrochenem Jura- und beendetem Theologiestudium 1978 von Joseph Kardinal Höffner geweiht, lebt das, was andere Leute "Kirche von unten" nennen. In seinem Pfarrbüro ist er nur selten anzutreffen.

Meurer mischt sich unter die Menschen - und er mischt sich ein. Er versucht, den sozial Benachteiligten eine Stimme zu geben. Der agile Gottesmann ist überall da, wo Hilfe gebraucht wird. Nicht alles kann er selber machen, aber er motiviert andere mitzuhelfen, den ökonomischen und sozialen Niedergang der Stadtteile zu bremsen und die Lebensqualität zu verbessern.

In den neun Jahren, in denen Meurer die beiden Kirchengemeinden St. Elisabeth in Höhenberg und St. Theodor in Vingst – beide sollen bald zu einer Pfarrei verschmolzen werden – leitet, hat er die unterschiedlichsten Projekte mitinitiiert. Bevor er kam, war die Pastorenstelle zwei Jahre lang vakant. Keiner wollte nach Höhenberg und Vingst - zu 25 000 Einwohnern, dahin, wo jeder fünfte Erwachsene arbeitslos ist und mehr als 40 Prozent der Haushalte staatliche Hilfe brauchen. Meurer kam – und ist Priester, Sozialarbeiter, Rechtsanwalt, Berater und Handwerker. Er läßt einen Obdachlosen in seiner Wohnung schlafen, kauft eine Familie aus der Schuldenfalle frei, verteilt die Pille an Frauen im Veedel und besorgt einen Sponsor für die Weihnachtsbeleuchtung. "Auch Symbole sind wichtig."

Im Winter sieht man ihn in Öljacke und Gummistiefeln durchs Viertel streifen, im Sommer in Arbeitshose und Sandalen. „Die trage ich wegen einer Hautallergie. Festes Schuhwerk bekommt mir nicht.“ Wenn die Pfarrer-Rolle gefordert ist, kann er innerhalb eines Moments umschwenken. „Wenn jemand Trost am Krankenbett oder ein altes Mütterchen den letzten "Ölwechsel" braucht, bin ich sofort da. Blitzschnell streift er die Soutane über ("Keine richtige. Die hat doch 33 Knöpfe. Da wird man doch bekloppt bei!") und ist auf dem Weg. "Als Seelsorger muß man gut sein. Das ist ja mein Hauptjob.“

Meurer sieht, wo es im Viertel brennt. Er unterstützt die Mieter der GAG-Siedlung, deren Wohnungen verkauft werden sollen, und zählt zu den Erstunterzeichnern für ein Bürgerbegehren. Auch den Schulen im Stadtteil hilft er. Meurer organisierte Tischtennis-Platten in Holland – („Die haben keine scharfen Eisenkanten“) – und Lautsprecherboxen in England:

„Die haben nicht 50 Bedienungsknöpfe, sondern nur vier. Und wenn man einmal dagegentritt, funktionieren sie immer noch.“ Spielzeug für die Klassen und Geräte für die Turnhallen sind in einer kleinen Schreinerei entstanden, die im Kellertrakt des Kirchenneubaus untergebracht ist. Hier werkelt Franz-Hugo Beicht (73), der Vorsitzende des Vingster Bürger-Vereins, mit seinen Kollegen Josef Cordes und Rainer Gau. Die alten Herren freuen sich, daß ihre Kenntnisse noch gefragt sind. Sie haben Regale gebaut.

Dieser "unterirdische Diakonie-Bereich" ist Meurers ganzer Stolz – und der einzige Grund dafür, daß er seine Zustimmung gab zum runden Neubau der Kirche obendrüber. Sie entsteht auf Basis der Pläne des renommierten Architekten Paul Böhm – an Stelle der alten Vingster Pfarrkirche, die nach dem Erdbeben 1992 abgebrochen werden mußte. Meurer: „Wir hatten doch noch die Höhenberger Kirche. Eigentlich war der Neubau nicht nötig.“ Hätte es die raumschaffende Unterkellerung nicht gegeben – Meurer hätte sich versetzen lassen. „Dann hätten die Rahmenbedingungen nicht mehr gestimmt.“

Für diesen Rahmen hat er nun 800 Quadratmeter Platz. Zu Werkstatt und Lebensmittelausgabe kommen Möbellager und Kleiderkammer. Dort bedient sich auch Meurer, ein Teil der Lebensmittel-Spenden endet in seinem Kühlschrank. Meurer: „Ich gehe fast nie einkaufen. Eine Gemeinde, die ihren Pfarrer nicht versorgt, hat ihn nicht verdient. Im modernen Sinne Christsein hat auch etwas Kommunistisches. Alles gehört allen.“ Und so darf jeder, der sich selbst in die Gemeinschaft einbringt, Vorhandenes benutzen.

Der kann im Pfarrhaus feiern, gratis Biertische oder den Kleintransporter ausleihen. Überhaupt spielt Geld keine große Rolle in Meurers Umfeld. „Wenn Geld reinkommt, dann in den Pool für alle. Ich setze auf Tauschhandel.“ Also hat die Gemeindewerkstatt Sitzbänke für ein Puppentheater angefertigt, das im Gegenzug mehrmals für die Kinder der Gemeinde spielte. Und einen edlen Spender läßt er schon mal mehrfach von einem Pressefotografen – ("Blitzen Sie ein paar mal") – ablichten, selbst wenn der gar keinen Film in der Kamera hat. „So fühlt sich der Sponsor ernst und wichtig genommen – und macht demnächst wieder das Portemonnaie auf“, sagt Meurer mit schlitzohrigem Lächeln. Manchmal seien "kleine Linkereien" notwendig, um Spendengelder zu bekommen.

Eckt man mit solch unkonventioneller Art nicht bei den Kirchenoberen an? „Och, mit dem Meisner komme ich bestens aus. Der akzeptiert eine klare Einstellung. Und in Glaubensfragen überholt mich selbst der Papst nicht rechts.“ Daß dennoch so mancher sagt, „Da Meurer hätt se nit mieh all“, stört ihn nicht. „Meine Erwartung ist nicht Harmonie, sondern gegenseitiger Respekt. Respekt ist doch auch unsere Bezahlung, unser Benefit. Nicht Liebe, Vertrauen oder irgend so etwas Weiches.“

Mit diesem Ansatz kann der CDU-Mann ("seit 33 Jahren") auch voller Enthusiasmus und Engagement bei der Zukunftswerkstatt der Sozialdemokraten mitarbeiten, die Kölns SPD-Chef (und Höhenberger) Jochen Ott initiiert hat. Meurer: „Es kommt doch darauf an, alle Kräfte, die etwas für Vingst und Höhenberg tun wollen, zu bündeln.“ Da setzt er mehr auf die Bewohner des Viertels als auf Politiker und Verwaltungsleute.

Vor zwei Jahren hat der Leiter des Gesundheitsamtes ihn bei einem Symposium öffentlich belächelt: „Was nützt es, daß ein Pastor Frikadellen verteilt. Wir müssen die Probleme strukturell lösen.“ Das sei zwar gut und richtig, aber solche strukturellen Lösungen blieben doch seit Jahrzehnten aus. Meurer: „Und so lange brate ich lieber Frikadellen. Für alle.“

Norbert Ramme

Wichtiger Hinweis für Spender

Sie finden in dieser Nummer einen Überweisungsträger für Ihre Spende. Dort ist bis auf unsere und Ihre Kontonummer und Ihre Unterschrift schon alles Nötige ausgefüllt.

Da die Arbeit im FK-Büro nicht weniger wird, bin ich für jede Arbeitserleichterung dankbar. Ein Anruf beim Finanzamt half mir weiter. Bei Spenden bis **100 Euro** (früher 100 DM) reicht der Überweisungsbeleg als Spendenquittung aus. Bitte haben Sie Verständnis dafür, daß ich in Zukunft **nur für Spenden über 100 Euro eine eigene Spendenquittung ausstelle!**

Zuguterletzt möchte ich diese Gelegenheit immer mal wieder beim Schopf ergreifen, um meine Dauerbitten loszuwerden:

Überweisen Sie Ihre Spenden immer auf das dafür vorgesehene Konto! Die Kontonummern finden Sie im Impressum auf der Rückseite jedes Heftes. Umbuchungen sind sehr zeitraubend und erfordern beim Verbuchen mehrere Arbeitsgänge.

Bitte prüfen Sie, **ob noch ein alter Dauerauftrag** läuft, den Sie eventuell längst vergessen haben. Seit der Beitragsumstellung gibt es doppelte Zahlungen.

Und last not least: Es gibt noch immer etliche **Daueraufträge, die nicht auf glatte Eurobeträge lauten**. Es wäre nett, wenn Sie mir das monatliche Vermerken und das Umrechnen "krummer" Beträge am Jahresende erleichtern könnten.

Vielen Dank für Ihr Verständnis und – im Namen des Kreises und unserer Partner in Brasilien – für Ihre großzügige Spendenbereitschaft!

Angelika Wilmes

Kein Krieg gegen den Irak!

Erklärung des Geschäftsführenden Vorstandes von pax christi

Seit Wochen verunsichern Mitglieder der US-amerikanischen Regierung auch die deutsche Öffentlichkeit: mit widersprüchlichen und teilweise bedrohlichen Ankündigungen, wie die Bekämpfung des internationalen Terrors fortgesetzt werden solle. Vor allem der Irak erscheint im Visier der US-Regierung. Zuletzt bei der Trauerfeier für die Opfer des 11. September in New York hat George W. Bush sein Volk auf einen Krieg gegen dieses Land geschworen, erneut mit dem ungeheuerlichen Begriff von der "Achse des Bösen"; gleichzeitig wird den Verbündeten immer wieder versichert, es gebe keine konkreten Vorbereitungen für kriegerische Angriffe.

In dieser gefährlichen Situation appelliert pax christi an die Bundesregierung, allen Überlegungen zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit dem Irak entgegenzuwirken. Insbesondere fordert pax christi von der deutschen Regierung:

- Die Bundesregierung darf den Vereinigten Staaten keinerlei Bereitschaft signalisieren, Kriegshandlungen gegen den Irak zu unterstützen. Vielmehr muss sie alles in ihrer Macht Stehende tun, um weitere Kriege zu verhindern, die mit Terrorbekämpfung begründet werden. pax christi verurteilt solche unverhältnismäßige Gewalt, die unabsehbar viele zivile Opfer fordert, unverantwortliche Risiken birgt und oftmals verdeckten Interessen folgt.
- Die Bundesregierung muss sich stattdessen verstärkt für die Zulassung neutraler Waffeninspektoren im Irak einsetzen. pax christi sieht die Gefahr, die durch Massenvernichtungswaffen und Fernlenkraketen in der Hand eines undemokratischen Regimes in dieser krisenhaften Region droht. Diese Gefahr wird aber nicht durch Militärschläge gebannt, sondern am ehesten durch eine akzeptierte, weil international verantwortete Rüstungskontrolle und langfristig durch eine weltweite Ächtung aller ABC-Waffen.
- Die Bundesregierung muss sich für eine gezielte Aufhebung des Embargos gegen den Irak einsetzen. pax christi sieht die verheerenden Folgen dieses Embargos für die Zivilbevölkerung, das in der Konsequenz Saddam Husseins Position eher gestärkt hat. Es muss jetzt darum gehen, Maßnahmen zu erwirken, die das Leben der irakischen Bevölkerung erleichtern. So können Hass und Feindseligkeit gegenüber der westlichen Welt abgebaut werden.
- Die Bundesregierung sollte in diesem Sinne Initiativen ergreifen, um der UNO ein Verhandlungsmandat für den Irak zu erteilen. pax christi ist der Auffassung, dass die realen Probleme in der Golfregion politisch gelöst werden müssen. Ein Einsatz der UNO könnte Bemühungen fördern, die demokratischen und friedenswilligen Kräfte im Irak zu stärken.
- Die Bundesregierung muss die ABC-Spürpanzer-Einheiten der Bundeswehr aus Kuwait abziehen. pax christi sieht in dieser Maßnahme ein konsequentes Zeichen der Deeskalation in der Krisenregion, das die Glaubwürdigkeit eines politischen Engagements zur Lösung des Konflikts deutlich erhöht und das deutsch-amerikanische Verhältnis nicht beschädigt.
- Auch weiteren Überlegungen und Planungen eines Krieges gegen Somalia muss die Bundesregierung eine deutliche Absage erteilen. pax christi warnt davor, allein den Nachweis möglicher Verbindungen von Staaten zu Terrororganisationen als Legitimation weiterer kriegerischer Angriffe zu benutzen. Weitere Kriege werden den Terrorismus nicht stoppen können. Sie bedeuten mehr Gewalt und den Nährboden für immer neuen Terror. Das Gebot der Stunde ist es, politische Maßnahmen zur Bekämpfung des Terrorismus zu ergreifen. Hier muss Deutschland eine führende Rolle übernehmen.

Bad Vilbel, den 20. März 2002

BRASILIEN**Der Schrei der Völker nach Gerechtigkeit, Solidarität und Frieden**

Botschaft einer ökumenischen Gruppe von Bischöfen

Vom 15. bis 22. Oktober 2001 kam eine ökumenische Gruppe von gesellschaftspolitisch engagierten Bischöfen in Ibiúna, Sao Paulo/Brasilien, zu einem Gedankenaustausch zusammen. Die Versammlung stand in der Reihe der »Lateinamerikanischen Studientreffen« (Encontro Latino-Americano de Estudos), die in unregelmäßigen Abständen stattfinden. 25 Bischöfe aus verschiedenen Kirchen und Ländern Lateinamerikas nahmen daran teil. Das Thema: »Der Schrei der Völker nach Gerechtigkeit, Solidarität und Frieden«. Zu diesem globalen Anliegen veröffentlichten die Teilnehmer die folgende Botschaft.

Wir, die Unterzeichneten, katholische und evangelische Bischöfe und Pastoren Brasiliens und anderer Länder Lateinamerikas, sind vom 15. bis 22. Oktober 2001 in Ibiúna, Bundesstaat Sao Paulo, zum Zwecke des Studiums, der Besinnung und des Gebets zusammengekommen und haben uns entschlossen, unsere Angst und Sorge angesichts der aktuellen internationalen Lage zum Ausdruck zu bringen.

Wir verurteilen jegliche Art von Terror wie den Anschlag vom 11. September, der weltweite Ablehnung und Bestürzung hervorgerufen hat, weil es die Tat von Wahnsinnigen war und Tausende von Opfern, auch bei den Rettungsmannschaften gefordert hat. Überall erklang unüberhörbar der Ruf nach Gerechtigkeit, gefolgt von Gesten des Mitgefühls und der Solidarität mit den Opfern und deren Angehörigen.

Auf der anderen Seite verwandelt sich der Ruf nach Gerechtigkeit in ungebührender Weise in Rache- und Vergeltungsakte, mit Luftangriffen gegen Afghanistan. - Das ist der gleiche Terror, der nun von Regierungen verübt wird, die sich als demokratisch, zivilisiert und christlich verstehen.

(...)

Heute ist der Ruf nach Gerechtigkeit begleitet von einem beklommenen Aufschrei nach Frieden, der in wachsenden Protesten und Aufmärschen gegen den Krieg, in ökumenischen und interreligiösen Manifesten und Feiern für den Frieden zum Ausdruck kommt. Wir schließen uns all diesen religiösen und bürgerlichen Personen und Institutionen an, um im Sinne von Gottes Wort und ausgehend vom tiefen Herzenswunsch unserer Völker einen neuen Versuch für Gerechtigkeit und Dialog, Solidarität und Frieden zu unternehmen.

1. Die Frucht der Gerechtigkeit ist der Friede. Die langanhaltende internationale Gleichgültigkeit gegenüber unmenschlichen Elendssituationen in weiten und wachsenden Teilen der Weltbevölkerung hinterläßt eine Leidens- und Todesspur auf der ganzen Welt und erzeugt Rachegefühle und Aufruhr gegen die wenigen Länder, die diese neue internationale Ordnung auferlegen und mit Hilfe internationaler Institutionen und ihrer Politik wirtschaftlicher Anpassung fördern. Diese neoliberale Politik verursacht in vielen Ländern, die von der Last einer unbezahlbaren Auslandsverschuldung gebeugt oder heftigen Schwankungen und Angriffen auf die inländischen Währungen seitens des Spekulationskapitals ausgesetzt sind, finanzielle und wirtschaftliche Katastrophen.

Wir müssen mit ansehen, wie Krankheiten und Epidemien, die anscheinend unter Kontrolle waren, wieder in die armen Länder zurückkehren, und neue, über Länder und Erdteile sich ausbreitende Seuchen wie AIDS ganze Kontinente verwüsten.

Hinter fast allen gegenwärtigen Kriegen stehen die Interessen der Waffenindustrie und die Auseinandersetzung um die Beherrschung der Märkte und die Kontrolle über die strategischen natürlichen Ressourcen wie Erdöl und Gas.

Die Bedingungen für einen dauerhaften Frieden werden kaum geschaffen werden, wenn wir die durch Ausschluß und Marginalisierung von großen Mehrheiten verursachten Spannungen nicht überwinden, wenn wir nicht eine ehrliche konzertierte Aktion unternehmen, um die internationalen Ungleichheiten zu verringern, um den Rassismus und die Diskriminierung der Frauen und ethnischer und religiöser Minderheiten zu eliminieren, um die Zerstörung und die Umweltschäden in Grenzen zu halten.

2. „Nie mehr Krieg! Nie mehr Krieg! Der Friede soll das Schicksal der ganzen Menschheit leiten. Wenn Ihr Brüder sein wollt, laßt die Waffen aus Euren Händen gleiten.“ Das war am 4. Oktober 1965 der Aufschrei Papst Pauls VI. vor der UNO-Versammlung in New York, das jetzt von den Attentaten getroffen wurde.

Menschen und Länder, welche die grenzenlosen Schrecken und Greuelthaten des Krieges erfahren haben, die im Abwurf der Atombombe über Hiroshima und Nagasaki gipfelten, können sich lediglich der Stimmen der Weisen und Hirten wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King, Oscar Romero anschließen – der Märtyrer für den Frieden, die aktive Gewaltlosigkeit als geistige und politische Haltung predigten.

Angeichts des Atomkrieges und der modernen chemischen und biologischen Waffen, die massive Zerstörung anrichten und die das Überleben des Planets Erde und der Menschheit selbst gefährden, ist die unverblümte moralische Verurteilung geboten, die Papst Johannes XXIII. in Pacem in terris aussprach:

„... Es ist nicht mehr möglich sich vorzustellen, daß in diesem unserem Atomzeitalter der Krieg noch ein geeignetes Mittel ist, um verletzte Rechte wiederherzustellen.“ (1)

Denjenigen, die heute den Krieg rechtfertigen, bringen wir das unmißverständliche Wort des Konzils in Erinnerung:

„Jede kriegerische Handlung mit dem Ziel der wahllosen Zerstörung ganzer Städte oder weiter Landesteile und ihrer Bewohner ist ein Verbrechen gegen Gott und den Menschen selbst, das unmißverständlich und ohne Zögern verurteilt werden muß.“ (2)

3. Was gegenwärtig im militärischen Vorgehen gegen Afghanistan an Kosten ausgegeben wird, würde genügen, um diese Nation und viele andere von Hunger, Elend und von der Zerstörung zu befreien. Dies würde Bindungen des Respekts und der Kooperation, der Hilfe und Solidarität schaffen, die Leiden nicht noch mehr verstärken und Haß und Unverständnis nicht erneut säen.

Der einzige Weg zum Frieden ist die Überwindung der Ungerechtigkeiten und der Meinungsverschiedenheiten im Rahmen eines von legitimen internationalen juristischen und politischen Instanzen – trotz ihrer Mehrdeutigkeiten und Grenzen – beaufsichtigten Dialogs, wie die UNO und der Internationale Gerichtshof in Den Haag, wohin Verdächtige für Kriegsverbrechen oder Terrorakte geführt und wo sie, sollten sie für schuldig befunden werden, verurteilt und bestraft werden müssen.

Kriegs- und Rachezüge, die gegen eine andere praktisch wehrlose Nation in einseitiger und imperialistischer Weise von einem oder mehreren Ländern geführt werden, die gleichzeitig Partei und Richter sind, zerstören die Grundlagen des internationalen Zusammenlebens, führen das Gesetz des Dschungels und des Stärkeren ein und unterbinden die Wahrung der Rechte.

4. Eines der ersten Opfer des Krieges ist die Wahrheit. Die modernen Kriege werden auf den Schlachtfeldern ausgetragen, aber auch – und vor allem – in den sozialen Kommunikationsmitteln. Die Lüge und die Manipulation der Wahrheit, die Verteufelung des Gegners und die Vergiftung der Bevölkerung mit Rachegeleuten und Haßgedanken erschweren die Verhandlung, den Dialog und die Wiederherstellung der Eintracht und des Friedens.

Wir prangern an und verurteilen auf das Nachdrücklichste die Karikatur, die man vom islamischen Glauben und von der arabischen Welt verbreitet, womit man Menschen, Völker und Religionen zu Verdächtigen macht. Wir bitten sie um Verzeihung für die nicht gerechtfertigte Kränkung aus dem christlichen Abendland. Dies verschärft nur die Mißverständnisse, fördert Vorurteile und vergrößert die internationalen Spannungen.

5. Ein Blick auf uns selbst und auf unsere gegenwärtige Situation lädt uns ein zu einer Haltung des Aufhorchens, des Gebets, aber auch des entschlossenen Einsatzes für den Wiederaufbau der Gerechtigkeit und des Friedens, der in unserem täglichen Leben beginnt, durch Gesten gegen die Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, Vorurteile und Diskriminierungen, durch Mitgefühl mit den Armen und Bescheidenen und durch den Kampf um eine gerechtere Sozialpolitik. Die Rechtfertigung des Krieges ist nicht evangeliumsgemäß, und Jesus stellt die Erbauer des Friedens unter die Seligpreisungen:

„Selig, die Frieden stiften; denn sie werden Söhne Gottes genannt werden.“ (Mt 5, 9)

Dieses Papier unterschrieben 23 katholische Bischöfe, darunter auch Antonio Fragoso, Pedro Casaldaliga, Samuel Ruiz, und von protestantischer Seite Almir dos Santos (Diözese Brasilia der Anglikanischen Episkopalkirche) und Rolf Schunemann (Synodapastor der Evangelischen Kirche Lutherischen Bekenntnisses, Sao Paulo).

(Quelle: Kopie des Originals. Übersetzung aus dem Brasilianischen: Anita Hartung)

Termine

Regionalkreis Münster:

Der Kreis trifft sich in privatem Rahmen. Bei den Treffen wird immer nur ein Termin im voraus festgelegt. Neue Mitglieder sind willkommen.

Kontaktpersonen:

Johannes Becker: Telefon: (0 25 33) 6 77
Ludwig Wilmes: Telefax: (0 25 36) 14 08

Wenn Sie Interesse haben, rufen Sie an!

... Bitte vormerken! ...

Jahrestagung des Freckenhorster Kreises

Zeit: 2. bis 3. Oktober 2002

Ort: Landvolkshochschule Freckenhorst

Prof. M. N. Ebertz
Zukunft der Kirche(n).
(vorläufiger Titel)

Einkehrtage

(2. 1. 2003 - 4. 1. 2003)

Landvolkshochschule Freckenhorst
Leitung: Reinhold Waltermann

Religiöse Sinnsuche und Gottesfrage in moderner Literatur

Zu beiden Veranstaltungen bekommen Sie natürlich noch eine Einladung mit allen wichtigen Informationen.

Vollversammlung 2003
(14. Februar 2003)
Ort steht noch nicht fest

"Irgendwo ist Tag!"

Eindrücke und Lernerfahrungen im Quiché/Guatemala

0. Vorwort

Anlässlich „40 Jahre Adveniat“ nahm ich vom 4.-14. August 2001 zusammen mit 15 anderen kirchlichen Mitarbeitern aus 10 deutschen Diözesen an einem Exposure- und Dialogprogramm in Guatemala teil.

Ich bin im Auftrag des Geschäftsführenden Ausschusses der Konferenz für Kath. Hochschulpastoral in Deutschland gefahren, da ich hier federführend arbeite an einem Projekt: Dialogforum Nord-Süd – Lerngemeinschaft Weltkirche. Wie die Kirche in ihrer pastoralen Arbeit in Zeiten von Verfolgung und Gewalt reagiert hat, welche (Glaubens-)Erfahrungen die Menschen in der Gewaltzeit gemacht haben und un-ter welchen Bedingungen sie lebten - das sollte ich erfahren. Das Herzstück unseres Programms war die unmittelbare Begegnung mit Armen und gesellschaftlich ausgegrenzten Menschen. Für eine kurze Zeit setzte ich mich einer völlig anderen Lebenswelt aus, teilte den Alltag meiner Gastgeber auf dem Lande, feierte mit ihnen Gottesdienst, hörte ihre Lebensgeschichten, schlief und aß und betete in ihrer Hütte - ohne fließendes Wasser, Strom, Toilette, zusammen mit elf Personen und Haustieren in einem Raum. Daher die Bezeichnung Exposure, von to expose (engl.) = sich aussetzen.

Im folgenden gebe ich Gehörtes und Gesehenes weiter und zeichne Eindrücke und Erfahrungen auf über Verfolgung und Gewalt, über ein Leben an der Grenze, über Auflehnung und über offensichtlich niemals aufgegebene Hoffnung.

(...)

Mein Bericht ist notwendigerweise ein Fragment. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Hintergründe, die ich wahrgenommen habe, sollen zu einem späteren Zeitpunkt vertiefend aufgearbeitet werden.

Ebenfalls treibt mich (wieder einmal) um, wie die Würde des Menschen begründet werden kann und muß, und zwar so, daß sie wirklich geschützt ist – und wer dafür eintritt mit aller Macht – und was es braucht, damit die sozialen Menschenrechte besser geschützt werden.

Vernetzung ist angesagt – aller "Menschen guten Willens". Ich bin davon überzeugt, daß die christlichen Kirchen in ihren Strukturen hier wichtige (z.T. unentdeckte und bisher ungenutzte) Ressourcen haben.

Was ich gesehen habe, hätte in dem Ausmaße nicht geschehen können, wenn es einen Aufschrei gegeben hätte. Daß dies – einmal katholisch gesehen – in unserer Institution weltweit bzw. in Deutschland nicht geschehen ist, ist bei Licht besehen ein Skandal und widerspricht unserer theologischen Rede von der Kirche als Leib mit vielen Gliedern völlig (Röm 12, 1 Kor 12). Wenn ich das schreibe, ist mir klar, daß Guatemala nur ein Beispiel unter vielen ist und daß Dinge auch bei uns in Deutschland laufen, die Aufschreie provozieren müßten. Und mir ist auch klar, daß ich die Welt nicht retten kann; aber ich will mir nicht ausreden lassen, daß es trotzdem auf mich ankommt. Mein Arbeitsfeld der Hochschulpastoral ist da ein Ansatzpunkt.

1. Die ungleiche Landverteilung ist der Grund für die Gewalt

Guatemala ist zugleich das Schöne und das Schreckliche: ausgelassen, farbenfroh und reich an gefälliger Landschaft, dabei aber zerrissen vom längsten Bürgerkrieg Lateinamerikas, politisch unversöhnlich, sozial völlig gegensätzlich und ökologisch ausgelaugt. Die ungerechte Landverteilung ist die Hauptursache für die weitverbreitete Armut unter der Landbevölkerung. Während der größte Teil des nutzbaren Landes in den Händen einer kleinen Minderheit ist, verfügen die meisten Bauern noch nicht einmal über ein kleines Stückchen eigenes Land. Sie gleichen Fremdlingen in dem Land, das ihnen Jahrtausende gehörte, und werden als Bürger zweiter Klasse in einer Nation betrachtet, die ihre Vorfahren errichteten.

Die dramatische Lage läßt sich in folgenden Zahlen andeuten: 89,5 Prozent der Plantagen (sog. Mikro-Plantagen) machen 16,5 Prozent der Fläche Guatemalas aus, während 2,3 Prozent der Plantagen (sog. Makro-Plantagen) fast 65 Prozent der gesamten Landfläche umfassen und einigen wenigen Familien gehören. Der Rest verteilt sich auf eine kleine Mittelschicht. Die reichen Großgrundbesitzer sind gleichzeitig die Exporteure der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die dem Land die Devisen bringen und die saisonale, aber schlecht bezahlte Arbeitsplätze schaffen. Sie konzentrieren in ihren Händen das beste anbaufähige Land und die mächtigen landwirtschaftlichen Produktionsmittel. Die Bischöfe bezeichnen diese Ungleichheit im Besitz und in der Verteilung des Landes als „institutionalisiertes Problem, das Produkt einer Situation der Sünde ist, die keine radikale Lösung des Problems zuläßt und duldet“. (vgl. Gemeinsamer Hirtenbrief des Episkopats von Guatemala, Der Schrei nach Land, 1988, in: Weltkirche 4/1988, 119-130) Diese dramatische Lage der Landverteilung war und ist der Grund für die Gewalt und den Bürgerkrieg.

Mehr als 150.000 Menschen wurden im 36 Jahre dauernden Bürgerkrieg getötet und mehr als 50.000 Menschen gelten als spurlos vermißt; davon sind rund 80 Prozent Angehörige der Maya-Bevölkerung. Die Ursachen des Bürgerkrieges liegen begründet im Widerstand des Staates gegen notwendige Reformen, besonders die Landverteilung betreffend, sowie in den Strukturen der guatemalteckischen Gesellschaft, die eine Minderheit der Bevölkerung extrem begünstigen.

2. Im Quiché geschah Genozid

Ich sitze in der kleinen Kapelle des Bischofshauses in Santa Cruz del Quiché, gelegen im Norden von Guatemala an der Grenze zu Mexiko. Sie ist eine Märtyrerkapelle. Unter dem Bild der Jungfrau von Guadalupe liegt ein kleines Kästchen mit menschlichen Knochenresten. An einer Wand hängen Fotos von fünf in der Pastoral- und Sozialarbeit tätig gewesenen und brutalst ermordeten Mitarbeitern der Diözese - unter ihnen der 1991 erschossene und für die Caritas arbeitende 27-jährige Agraringenieur Julio Quevedo sowie der 1998 erschlagene Weihbischof von Guatemala-City, Juan Gerardi Conedera. Zu Beginn der achtziger Jahre verließ er als Bischof die Diözese El Quiché und ging mit den neun Priestern ins Exil nach Mexiko, weil er in einem solchen Akt die einzige Möglichkeit sah, um die internationale Öffentlichkeit auf die Greuelthaten aufmerksam zu machen. Aber diese nahm weiterhin kaum nennenswerte Notiz.

Die von Indigenas (hauptsächlich Mayas) bewohnte Provinz war von Verfolgung und Gewalt vor allem in den achtziger Jahren am schlimmsten betroffen. Hier wurden nicht nur die Katecheten ermordet - hier starben auch Gesundheitshelfer, Lehrer, Genossenschaftsleiter, kurz: Leute in allen möglichen verantwortlichen Positionen. Wer einen Ausweg suchte für diejenigen, die am meisten leiden, und wer ihnen im Namen Jesu nahe sein wollte, dem wurde eine Unterstützung der Guerilla unterstellt.

Darüber hinaus handelte es sich in der Zeit der »Violencia« um eine geplante und großangelegte Offensive gegen die ländliche Zivilbevölkerung, die man generell als mutmaßliche Sympathisanten der linksgerichteten Guerilla eingestuft hatte. Die Art, wie Militäraktionen und Massaker umgesetzt wurden, zeigt unwiderlegbar, daß das Einzige, was den meisten Opfern gemeinsam war, die Tatsache war, daß sie einer bestimmten ethnischen Gruppe angehörten; alle Aktionen waren darauf angelegt, diese ganz oder zu großen Teilen zu vernichten. Völkermord war beschlossen und wurde ausgeführt, um der Guerilla den vermeintlichen Boden zu entziehen. Den militärischen Geheimdiensten wird eine Schlüsselrolle als strategische Drahtzieher der Terrormaßnahmen zugeschrieben.

Zu gleichlautenden Ergebnissen kommen das kirchliche Projekt REMHI (Recuperación de la Memoria Histórica von 1998) sowie der Abschlußbericht der offiziellen Wahrheitskommission (Comisión del Esclarecimiento Histórico von 1999): Über 92 Prozent aller dokumentierten Verbrechen (darunter Verschleppung, Folter, Vergewaltigung und eine Vielzahl von Mordtaten unter unvorstellbar grausamen Umständen) werden der Armee, den paramilitärischen Zivilpatrouillen, den zivilen Militärbeauftragten sowie den Todesschwadronen zur Last gelegt.

Bischof Julio Cabrera Ovalle erläutert uns das hinter den Terrorakten und Verbrechen stehende Denken: Wer Menschen organisierte, der betrieb Bewußtseinsbildung; wer somit den Status quo in Frage stellte und etwas zu verändern trachtete, der war äußerst verdächtig, war subversiv, ein Kommunist und deshalb kein guter Guatemalteke; wer zudem katholisch war und eine Gemeinde leitete, der hatte mit der Guerilla zu tun und war deshalb vogelfrei.

3. Finden von Ausdrucksformen, wofür es keine Worte gibt

„Was wir im Quiché erlebt haben, ist so brutal, daß es Worte nicht zu beschreiben vermögen; wir brauchen Bilder, Symbole und Zeichen für das, was geschehen ist, damit die Menschen über ihre Erfahrungen sprechen können“, so Bischof Julio Cabrera mit Verweis auf gemalte Bilder, die an den Wänden der Kapelle und im Versammlungsraum des Bischofshauses hängen. Von den im 1000seitigen REMHI-Bericht durch über 8.000 Zeugenaussagen dokumentierten 476 Massakern fanden 263 allein in der Provinz El Quiché statt. Daß solche Menschenrechtsvergehen künftig geahndet werden, darum ging es auch in diesem Projekt neben der »Wiedergewinnung der historischen Erinnerung«.

Das REMHI-Projekt verfolgte nicht zuletzt auch eine sozialtherapeutische Absicht, um einer Verdrängung der Greuel im Bewußtsein der Bevölkerung entgegenzuwirken. Es verstand sich als kirchlicher Beitrag zu geistiger Gesundheit. Traumatische Erfahrung braucht zur Bearbeitung notwendig das Ausdrücken, das Zur-Sprache-Bringen, damit Leben wieder möglich werden kann, damit Gemeinschaft neu entstehen kann, damit Versöhnung in den Blick rücken kann.

Ein mich sehr beeindruckendes Bild trägt den Titel: Leben, Tod und Auferstehung eines Volkes. Es ist der Versuch, eine Ausdrucksform zu finden für das, wofür es eigentlich keine Worte gibt und was doch nicht totgeschwiegen werden darf. "Ganz einfache Leute kommen vor diesem Bild zusammen und erzählen und bestätigen: »Genau das haben wir erlebt!«, so Bischof Julio, der der Künstlerin Rosamaria Pascual de Gamez 1996 den Auftrag gab, symbolisch, zeichenhaft, bildlich dem Ausdruck zu verleihen, was im Quiché geschehen war.

(...)

4. Dona Petronas Trauer und Traum

Ich erzähle die Geschichte von Dona Petrona, in deren Familie ich gelebt habe. Vertrauen zueinander wuchs schnell, da wir "Menschen von der Kirche" waren; Diego Agapito Santiago, gerade geweihter erster Priester aus dem Volk der Ixil, und Ulrike Morsell aus der Caritas-Leitung der Diözese El Quiché, begleiteten Michael und mich.

Dona Petrona ist eine 43 Jahre alte Frau. Sie wohnt in der Ortschaft Tzijulche in der Gemeinde Santa Maria Nebaj, einem der drei Dörfer der Ethnie der Ixil im Norden der Region Quiché. Nebaj ist ein Dorf mit über 90 kleinen Ortschaften, in dem sich der bewaffnete Konflikt mit seinen ganzen Schrecken und Scheußlichkeiten abspielte, in dem das Militär in den Jahren ab 1981 alle katholischen Kirchenräume zerstört hat, in dem fast alle Katecheten ermordet worden sind, in dem Tausende von Menschen massakriert wurden, nur weil sie Indigenas waren, katholisch waren und ihnen unterstellt wurde, die Guerilla zu unterstützen.

Dona Petrona heiratete 1981 Don Miguel. Beide hatten drei Kinder. Sie führten ein sehr einfaches Leben, bauten Mais an, hatten einige Tiere und trachteten danach, in den Zeiten des Bürgerkrieges und unter der Präsenz des Militärs einfach nur zu überleben. Don Miguel leitete zusammen mit seinem Freund Don Juan die Gemeinde in seiner Ortschaft. Priester und Bischof waren ins Exil nach Mexiko gegangen. Sie riefen die Leute zum Gottesdienst und zum Gebet und zum Lesen des Evangeliums zusammen. Sie hielten eine Gemeinde am Leben, in der Bewußtseinsbildung geschah mit Blick auf die erfahrenen Lebenssituationen; in der überlegt wurde, wie etwas verändert werden könnte, wie das Leben besser werden könnte. Und sie taten dies der fundamentalistischen Sektenwerbung des damaligen Staatspräsidenten Efraim Rios Montt zum Trotz.

Am 11.3.1985, so erzählt uns Dona Petrona, kam plötzlich das Militär morgens in die Hütte und verhaftete ihren Mann. Er wurde in die nahegelegene Polizeistation gebracht und gefoltert, um von ihm Informationen über Standorte der Guerilla in den Bergen zu bekommen. Solche Informationen konnte Don Miguel nicht geben, da er und seine Gemeinde sich bewußt gegen eine Teilnahme an Guerillatätigkeiten entschieden hatte. Die Soldaten schlugen ihm schließlich mit der Machete seine Fußsohlen auf und zwangen ihn, einen schweren Militärrucksack zu einer weiteren Militärstation zu tragen. Dort setzte sich das Verhör die ganze Nacht über fort. Zeugen hörten sein Schreien. Man schlug ihm einzeln die Zehen ab, man hackte ihm die rechte Hand ab, man drückte ihm ein Auge ein.

Am nächsten Tag, dem 12. März 1985, erschoss man ihn schließlich und warf seine Leiche auf einen Seitenweg des Dorfes, wo ihn Zeugen so zugerichtet sahen. Die Anordnung wurde erteilt, daß ihn niemand begraben dürfe. Abschreckung war das Ziel. Die Soldaten überwachten den Straßenzug. Wer sich der Leiche näherte, wurde angeschossen. 14 Tage lang lag die Leiche auf dem Weg. Tiere fraßen sie an. Dann gelang es einem Freund der Familie schließlich, Don Miguel zu begraben – allerdings nur wenig unter der Erde, da alles unter ungeheurem Zeitdruck zu geschehen hatte.

Dona Petrona war fortan alleine zuständig für ihre drei Kinder, von denen heute nur noch die älteste Tochter lebt. 1987 ging sie eine neue Beziehung mit Don Juan, dem Freund ihres Mannes ein. Aus dieser Beziehung gibt es fünf Kinder zwischen vier und 14 Jahren. Die Familie mußte in die sogenannten "zivilen Widerstandsdörfer" gehen, wo sie in den ersten Jahren in den Wäldern immer auf der Hut vor der Armee leben mußte - ohne jegliches Hab und Gut, oftmals ohne Kalk und Zucker zum Weichkochen des Mais, ohne Medikamente - ein Nomadenleben ohne feste Hütte. Man lebte von Wurzeln und Kräutern und dem, was man in den Bergen fand. Im "Widerstandsdorf" lebten sie zwölf Jahre lang.

Dies wurde von der Öffentlichkeit Guatemalas und der Welt nicht wahrgenommen und lange nicht anerkannt als "zivile" Form von Widerstand. Seit einem Jahr lebt die Familie in einer Hütte, in der wir sie besuchten.

Am 27. 7. 2001, eine Woche vor unserer Ankunft, wurde das neunte Exhumierungsprogramm der Diözese El Quiché in Nebaj mit einem feierlichen Requiem durch den Bischof abgeschlossen. Das Ausgraben geheimer Friedhöfe war nach dem Friedensabschluß von 1996 zwischen Militär und Guerilla möglich geworden. Unter den 122 exhumierten Personen aus 72 geheimen Gräbern in 23 Dörfern (58 Männer, 29 Frauen und 33 Kinder; man fand auch die Gebeine eines Ungeborenen, das dem Leib seiner Mutter entrissen worden war) befand sich auch der erste Mann von Dona Petrona, Don Miguel. In seinem Grab fand man nur noch den Schädel und die Knochen seines rechten Beines. Das Grab war von den Tieren des Waldes aufgewühlt worden, und die Knochen waren fortgetragen worden.

In der Hütte, in der wir zusammen mit der Familie schliefen, hatte ein Holzsarg mit seinen Knochenresten gestanden. "Heimgekommen" war er – ein wichtiges Ritual für die Indigenas –, bevor er dann von den Seinen würdig begraben wurde. Sein Bild hing an der Wand, umrahmt von Jesus- und Maria-Bildern. Vor dem Bild wurden abends Kerzen angezündet, die nicht allein zur Erleuchtung des Raumes dienten.

Dona Petrona erzählte uns von der Nacht nach dem Begräbnis: Im Traum begegnet ihr Don Miguel. Er sagt zu ihr: „Es ist schön, daß du mich nicht vergessen hast und mich in dein neues Haus geholt hast. Es ist gut, daß du mit Don Juan zusammen bist und daß du fünf Kinder mit ihm hast. Was hättest du auch anderes machen sollen? Du kannst nicht alleine bleiben. Ich weiß, daß du mich immer noch gerne hast; ich habe dich auch immer noch gern. Es ist alles gut, wie du es gemacht hast!“

Und viele Frauen erzählten ähnliche Träume.

5. Ungeheurer Wille zum Leben

Diese Lebensgeschichte ist mir sehr nachgegangen. Im Rahmen der Exhumierung, die über ein Jahr dauerte, kam für alle Betroffenen alles wieder ans Licht: die Geschichte, der Krieg, das eigene Unvermögen.

(...)

Was mich überrascht: Ich höre wenig von Haß und Rache. Die Menschen hier sind tief religiös; die Gottesfrage, wie wir sie im Europa der Aufklärung stellen, wird hier nicht gestellt. Die Indigenas legen sehr selbstverständlich ihr Leben "in Gottes Hände". Eine solche Haltung ermöglicht es, Rachegefühle zu verwandeln. Und sie haben auch die Fähigkeit zu verstehen, daß einige Täter nur unter Zwang so handelten, daß also die Ausführenden nicht die unmittelbar Verantwortlichen waren. Und dieses Wissen und die tiefe Religiösität haben sie fähig gemacht zu verzeihen.

6. Wege in der Gefahr - Einblicke

Versöhnung ist in Guatemala ein wichtiges – kirchliches – Thema und das Hauptanliegen von REMHI, das Weihbischof Gerardi Conidera inspiriert und geleitet hat. Der Pfarrer von Nebaj, Rigoberto Perez Garrido, legte uns dar, aus welchen Elementen ein Versöhnungsprozeß für ein "neues" Guatemala bestehen muß, damit dessen "offene Wunden" ausheilen können: „Es braucht das Wissen um und

die öffentliche Anerkennung der Wahrheit dessen, was geschehen ist; es braucht die Bitte um Verzeihung seitens der Täter bei den Opfern; es braucht als konkretes Zeichen die Wiedergutmachung der materiellen Schäden durch die Täter; und es braucht auf Opferseite die Bereitschaft zum Vergeben.“ Viele Opfer sind bereit zu verzeihen. Die Bereitschaft zur Bitte um Verzeihung gibt es aber kaum auf Seiten der Täter; sie sind immer noch überzeugt von der Richtigkeit ihres Tuns, sie morden weiter, z. B. Sr. Barbara Mack im Mai 2001, die mit trau-matisierten Frauen in der Diözese El Quiché arbeitete.

(...)

Versöhnung in Guatemala setzt wesentlich einen Wandel in den Agrar- und Gesellschaftsstrukturen voraus. Des weiteren: Ohne Erziehung und Bildung läßt sich kein Wandel erreichen. In Guatemala leben 80 Prozent der Bevölkerung in Armut, davon 70 Prozent nach UN-Kriterien in "absoluter Armut". Der Agrarsektor ist der konservativste und reaktionärste Sektor, der sich jedem Wandel verschließt. Er steht für eine repressive Politik und verweigert grundlegende Rechte. Viele Katholiken in hohen Positionen sind Komplizen des Geschehens, da sie auf Seiten der Agrarbarone stehen und die sozio-ökonomischen Widersprüche nicht wahrnehmen wollen. Im Gegenteil: sie klagen die Kirche an, daß sie für die Gewalt im Lande verantwortlich sei; denn über die Kirche habe die Bevölkerung erst gelernt, ihre Rechte zu artikulieren und sich für einen Wandel stark gemacht, der auf Veränderung des Status quo aus sei. Und wegen dieses Wandels sei die Gewalt erst gekommen.

(...)

„Pastoral des Lebens sieht »ewiges Heil« und »irdische Gerechtigkeit« als miteinander verbunden an“, so Bischof Cabrera. Solange die Kirche jenseitige Erlösung verkündet, ohne selbst in die realen Probleme der Welt einzutauchen, wird sie geachtet und wird mit Privilegien um sie geworben. Wenn sie aber auf die "institutionalisierte Ungerechtigkeit" (vgl. die Dokumente der lateinamerikanischen Bischofskonferenzen von Medellín 1968, Puebla 1979 und Santo Domingo 1992) als einer Sünde hinweist, die so viele ins Elend stürzt, wenn sie die Hoffnung auf eine gerechtere und menschlichere Welt verkündet und die Menschen in solcher Hoffnung unterstützt, dann wird sie verfolgt, wird als subversiv und kommunistisch diffamiert.

(...)

7. Pastorales Stichwort "LEBEN!"

Bischof Julio Cabrera zeigte uns während unserer ersten Reflexionsrunde im Bischofshaus ein UNESCO-Plakat von 1994, das das wichtigste Stichwort in der Pastoral der Diözese beinhaltet. „Was willst du tun, wenn du groß bist?“ Mit dieser Frage ist das Foto des freudestrahlenden Gesichts eines Mädchens überschrieben. Und die Antwort in großen Buchstaben lautet am unteren Bildrand: VIVIR! – also: LEBEN!

(...)

Und welche Konsequenz ziehe ich aus dieser Begegnung in Guatemala: Ich möchte mich stark machen für eine Pastoral des Lebens, das beinhaltet für mich wesentlich: für ein Leben in weltweiten Horizonten zu arbeiten, Leben zu schützen und zu behüten in dem Bewußtsein: Es kommt auf mich an, aber es hängt nicht von mir ab. Das kann auch bedeuten, Anwaltsfunktionen wahrzunehmen, wo es nötig ist und wo die Bitte darum vorliegt.

Die Würde jedes Menschen ist, lautstark zu erinnern, und ist, groß zu machen. Ich möchte mitarbeiten an einer intensiveren Vernetzung innerhalb der "Welt"Kirche, so daß Mißachtung von Menschenrechten und vor allem das Recht auf Leben öffentlicher und weitsichtiger auch in unserer Kirche in den Blick kommt.

(...)

Ich erkenne: die Christen sind die ältesten und größten ">global players". Global ist kein Fremdwort, wir haben damit eine zweitausendjährige Tradition. In Zeiten wirtschaftlicher Globalisierung wächst den Christen die Aufgabe zu, für eine Globalisierung der Solidarität nächste Schritte auszudenken und zu setzen. Und das heißt Dialog und Begegnung, damit wir umeinander und voneinander wissen. Es geht nicht an, ökonomisch global zu denken und zu handeln, politisch multilateral, kirchlich und moralisch aber provinziell.

(...)

8. Eine Begegnung mit einem "gekreuzigten Volk"

Guatemala steht beispielhaft für viele Länder, die wir in unserem Sprachgebrauch als sogenannte Entwicklungsländer, als sogenannte Dritte Welt, als sogenannte Länder des Südens bezeichnen. Diese Bezeichnungen verharmlosen und verschleiern aber die unbeschreibbare - strukturelle und reale - Gewalt, der die Masse der Bevölkerung ausgesetzt ist. Wir benutzen Ausdrücke, die wir vom Standpunkt des Neutralen, des angeblich Unbeteiligten aus formulieren. Müßten wir nicht treffender im Zusammenhang mit diesen Ländern von "gekreuzigten Völkern" sprechen, also die Sprechweise aufnehmen, die Oscar Romero, Ignacio Ellacuria oder Jon Sobrino geprägt haben.

Ich nehme hautnah wahr: Das "gekreuzigte Volk" fällt nicht vom Himmel; es ist das Produkt bestimmter Entscheidungen und Prozesse - auch unserer Hände. Das Kreuz ist ihm auferlegt worden durch eindringende Mächte, sei es durch die Spanier vor 500 Jahren, sei es durch den heute wirkenden Neoliberalismus, der mit Hilfe der einheimischen Eliten ein ungerechtes Gesellschaftssystem aufrechterhält, welches dem Volk menschliche Gestalt und Würde sowie Lebensgrundlagen bis heute raubt. Das herrschende System schließt Menschen von Entwicklungen aus, läßt sie ihre Gaben und Fähigkeiten nicht zur Entfaltung bringen, setzt das Kapital vor den Menschen und wirtschaftliche Interessen vor soziale Belange. Eine kleine Gruppe nutzt die Möglichkeit, sich auf Kosten des größten Teils zu bereichern. Und für mich ist es offenkundig geworden, daß auch unser Wohlstand mit der Armut und dem Kreuz in Guatemala in Verbindung steht.

Kreuz - das bedeutet Tod, aber einen Tod "vor der Zeit", dem viele ausgesetzt sind: langsam und indirekt durch Armut und Verarmung; schnell und direkt durch Unterdrückung und Krieg. Die institutionalisierte Ungerechtigkeit bewirkt auf mannigfache Weise diese Kreuze, an denen oft langsam und qualvoll gestorben wird, bis der Tod eintritt. Es ist jedes Mal ein Tod, der aktiv auferlegt, also aufgezwungen ist.

(...)

9. Der leidende Gottesknecht in der Welt von heute - eine theologische Blickrichtung

Die Rede von einem "gekreuzigten Volk" ist eindringlich - sie bringt eine Tatsache provozierend auf den Punkt. Und ich frage mich, wie ich die Erfahrungen dieser Menschen für mich – theologisch – deuten kann. Wie stehen sie in Verbindung zu dem, was ich Glauben nenne?

(...)

Ich habe gelernt: Das Leiden dieses Volkes kann im Spiegel des mißhandelten Gottesknechtes betrachtet werden. Von diesem Knecht heißt es, er sei so übel zugerichtet worden, daß er kein menschliches Antlitz mehr habe und Entsetzen auslöse. So entsetzlich zugerichtet waren auch viele Leichen, die man in Nebaj ansehen mußte. Jesaja schreibt davon, daß der Gottesknecht durchbohrt wurde wegen unserer Verbrechen, daß er für andere leidet und ihm Schuld zugeschrieben sei. So sind auch im Quiché viele schuldlos zu Opfern geworden, weil ihnen nur aufgrund ihres Maya-Seins oder ihres Katholisch-Seins Zusammenarbeit mit der Guerilla unterstellt wurde. So wie dann in überraschender Wendung bei Jesaja von diesem Knecht "Heil" ausgeht, so ist dieses leidende Volk im Quiché – sehr vorsichtig gesagt – in allem Unheil auch ein Ort eines "gewirkten Heils", ein Licht. Ich hörte in der Hütte von Tzijulche folgenden Satz: "Wenn die Täter geglaubt haben, in allen Morden wirklich das Leben ausgelöscht zu haben, dann haben sie sich sicher getäuscht!" Daß ein solcher Satz von den Betroffenen nach all den gemachten Erfahrungen so gesagt werden kann, hat mich sehr berührt und ist für mich ein Zeichen von Heil in allem Unheil, ein kleines, echtes Licht.

Die Gottesknechtlieder waren für die ersten Christen ein wichtiger Verstehensschlüssel, um im scheinbaren Scheitern doch noch eine Perspektive zu sehen, einen Durch-Blick. Jesus wurde mit dem Gottesknecht identifiziert. Und in der Verfolgungszeit wurde er wiederum identifiziert mit den verfolgten Christen. (Vgl. Apg 9,4.: ">Saul, warum verfolgst du mich?"; vgl. auch Mt 25) Das Bild im Bischofshaus von Santa Cruz del Quiché stellt diese theologische Perspektive dar: der gekreuzigte Christus ist mitten gegenwärtig im gekreuzigten Volk; beide verweisen aufeinander; das grausame Leiden im Quiché steht in Zusammenhang mit dem gekreuzigten Christus.

(...)

Solche Entsprechungen sind nachvollziehbar, wenn ich mein Gesicht vor der Realität nicht verhülle und die Welt so sehe und auszuhalten versuche, wie sie wirklich ist; sie sind z.B. zu entdecken mit dem Text der Gottesknechtlieder des Propheten Jesaja in der Hand und die Sinne auf die erzählten Erfahrungen von Gewalt und Terror gerichtet. In aller Wahrnehmung von Terror und Gewalt gibt es eine zarte, schwache Stimme eines Zuspruchs: ">Irgendwo ist Tag!". Im Quiché in Guatemala habe ich diesen Zuspruch vernommen. Und er ist alles andere als Vertröstung, Resignation oder Einladung zur Passivität.

Ich spüre, daß ich seit dem Mitleben in Tzijulche bei Dona Petrona und Don Juan diesen Zusammenhang besser verstanden habe, meine Wahrnehmung für die leisen Töne geschärft habe und Anteile meiner Gleichgültigkeit verwandelt habe.

10. 1. 2002 Klaus Hagedorn

**Freckenhorster Kreis
Albachtener Str. 101 e
48163 Münster**

Redaktion:

Angelika Wilmes • Albachtener Str. 101 e • 48163 Münster

Bürozeit:

In der Regel mittwochs, 9.30 - 14.00 Uhr

Telefon:

(0 25 36)14 08

Telefax:

(0 25 36) 344 946

e-mail:

fk-buero@gmx.de

Internet:

www.freckenhorster-kreis.de

Unsere Konten:

Darlehnskasse im Bistum Münster
(BLZ: 400 602 65)

Beitragskonto: 37 99 700
(Mitglieder (M): 35 Euro • Interessenten (I): 7,50 Euro)

Brasilienkonto: 37 99 701

Amparo maternal: 37 99 702

Ukraine: 37 99 703

Demetrius: 37 99 705